

Süddeutsche Zeitung
Montag, 2. März 2020

Fall Niels Högel

Der Versuch einer Aufarbeitung

Zwischen 2000 und 2005 tötete der Pfleger mindestens 85 Menschen in Kliniken in Delmenhorst und Oldenburg. Dort kommen nun in einem Theaterstück Angehörige zu Wort.

VON [ALEXANDER MENDEN](#)

Wie soll man der Toten gedenken? Das Stück „Überleben“ versucht eine Antwort darauf zu geben. Foto: Stephan Walzl/Oldenburgisches Staatstheater

Oldenburg - Am Anfang des Abends steht ein Schauspieler auf der Bühne und stellt eine Frage an das Publikum im Oldenburgischen Staatstheater: "Können Sie sich an den Zeitpunkt erinnern, an dem Sie gemerkt haben, dass da was Größeres im Gange ist?" Was der Schauspieler mit "im Gange" meint, ist die wohl größte Mordserie der deutschen Nachkriegsgeschichte. Zwischen den Jahren 2000 und 2005 spritzte der Pfleger Niels Högel in den Kliniken Oldenburg und Delmenhorst mindestens 85 Menschen mit Medikamenten zu Tode. Im Staatsschauspiel kann man nun einem gewagten Unterfangen beiwohnen: Mit Mitteln des Theaters wird hier versucht, einen Teil zur Aufarbeitung dieser Verbrechen beizutragen.

"Überleben" heißt eine als "dokumentarisches Theaterprojekt" angekündigte Produktion des freien Theaterkollektivs "Werkgruppe2", das mithilfe von Interviews mit Hinterbliebenen der Ermordeten, Juristen, Überlebenden und Klinikmitarbeitern ein Gespräch über das anstoßen will, was Regisseurin Julia Roesler eine "kollektive Katastrophe" nennt.

Die Kontroversen, welche die Ankündigungen des Stücks im vergangenen Jahr hervorriefen - es gab unter anderem das Gerücht, es handele sich um ein kommerzielles Musical - erweisen sich als unbegründet. Es geht auch nicht in erster Linie, wie so oft in solchen Fällen, um den Täter, sondern um die Menschen, die nun mit den psychologischen Folgen der Mordserie leben müssen.

Das Versagen der Institutionen hat viele verbittert

Frei von jener Peinlichkeit, die Mitmachtheater sonst häufig begleitet, sind die direkten Interaktionen der Darsteller mit den Zuschauern, die sie zuvor schon an den Saaltüren persönlich begrüßt hatten. Auf die Frage von der Bühne, wie man der Toten gedenken solle, meint eine Frau im Publikum, eine Gedenkstätte solle etwas über die Persönlichkeit der Toten aussagen: "Wenn da zum Beispiel steht, dass einer gerne Fußball gespielt hat, dann fühlen viele sicher eine Verbindung zu ihm." Ein anderer sagt, man müsse das Denkmal ins Foyer der Oldenburger Klinik stellen, mit einer chronologischen Liste aller Morde - "damit jeder, der da reinkommt, sieht, was da mal war".

Die Kollagen aus O-Tönen von Betroffenen, die sich nach anfänglicher Skepsis vom Konzept der Theatermacher überzeugen ließen und mit ihnen zusammenarbeiteten, und die nun von den Schauspielern wiedergegeben werden, zeichnen ein Bild der Ratlosigkeit und einer bei Weitem nicht bewältigten Traumatisierung: "Mein Opa hat den Zweiten Weltkrieg überlebt, und dann kommt so eine Wurst und ermordet ihn!"

Besonders das Versagen der Institutionen vor der Aufdeckung der Morde und ihr als taktlos empfundenen Vorgehen danach quittieren viele mit Verbitterung. Sehr eindringlich etwa die Schilderung des Falls eines Herzinfarktpatienten aus Bremen, von dessen Ermordung sein Sohn erst zehn Jahre später erfuhr.

Es scheint, als ob hier Menschen erstmals über ihre Traumata sprechen können

Als Lehrbuchbeispiel für behördliche Insensibilität erscheint, wie lapidar die Sonderkommission "Kardio" ihm erst telefonisch mitteilte, dass sein Vater vielleicht "nicht eines natürlichen Todes gestorben" sei und ihm dann kurz vor Weihnachten durchgab, die Leiche werde zur Obduktion Anfang Januar exhumiert.

Man gewinnt den Eindruck, dass hier Menschen zum ersten Mal Gelegenheit bekommen haben, über Traumata zu sprechen, welche durch die späten Ermittlungen neu aufgerissen wurden oder durch sie überhaupt erst entstanden - und mit denen sie dann oft allein gelassen wurden. Wohl auch, weil der Effekt einer punktuellen Katastrophe oder Schreckenstat wie

bei einem Flugzeugabsturz oder Terrorakt fehlt, gab es bisher keine kommunale Bewältigung.

"Überleben" leistet diese Bewältigung sicher noch nicht; auch die Umsetzung ist in Teilen durchaus diskutabel - so sind die O-Töne zum Teil begleitet durch ein Bläsertrio, was als inszenatorisches Element eher störend wirkt. Aber der einhellige Applaus zum Schluss signalisiert, dass die Oldenburger diesen Anstoß zu einer öffentlichen Debatte zu schätzen wissen, die der Stadt als ganzer wohl noch bevorsteht.